

des jungen Mannes, daß er sich halb und halb dafür verantwortlich erkläre. Er hatte sich schon darauf gefaßt gemacht, jahrelang, vielleicht bis zum Tode ihres Vaters warten zu müssen, wenn kein unerwarteter Zwischenfall einträte.

Das Erbieten, welches Hilda ihm gemacht hatte, war unverschiedlich, so lange sein Leben dauerte, aber er durfte an demselben keinerlei Vorteil ziehen, nicht einmal durch einen Wink oder Hinweis darauf. Während dieser sorgenvollen Wochen hatten sie wie Bruder und Schwester zusammengelebt, und Eildred sah seine Möglichkeit dieses Verhältnis zu ändern, ehe ihm nicht Thwaites Mitteilung die erste Ehegenossin gab.

Wie er dieselbe benutzen wollte, war eine andere Frage. Er überlegte mehrere Methoden, aber sie alle machten den Hinweis auf eine männliche Person, den Rechtsanwalt oder Testamentsvollstrecker, notwendig, und dagegen empörte sich der Stolz seiner Seele; aber die einzige Dame, welche für ihn vermittelte konnte, war ihre Tante. Dagegen dieselbe halb schlingend war, ergriff Eildred die erste Gelegenheit, sich an sie zu wenden. Aber es war ganz zwecklos. Frau Ranshawe wollte oder konnte vermittelnd ihre Aufmerksamkeit nicht mehr irgend welchen trübseligen Dingen zuwenden.

Dann verlangte er von Herrn Thwaites eine Abschrift des Testaments und übergab dieselbe persönlich an Hilda.

„Ich verstehe dies nicht, Herr Thwaites“, sagte sie. „Bitte, nehmen Sie mir doch alle Geschäftssachen ab.“

„Ich werde das mit Vergnügen tun, wenn Sie Ihre Aufforderung wiederholen, nachdem Sie das gelesen haben.“ Er nahm in einiger Entfernung von ihr Platz und beobachtete sie aufmerksam.

Aus ihrem Gesichtsausdruck ließ sich leicht erkennen, daß sie den Sinn der vielen folgerichtigen juristischen Wortschwallen, in welche Thwaites den kurzen und einfachen Inhalt des Testaments und der Begabungen verwandelt hatte, kaum zu verstehen imstande war. Mehr als einmal blickte sie mit sanfter Mitleid auf, aber er winkte ihr ernst an, daß sie weiter lesen sollte. So kam sie schließlich zu dem Goddard, in diesem Entwurf noch nicht vollzogen, aber in besonderer Ausfertigung rechtsgültig unterzeichnet und besiegelt. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, aber nicht so, wie Eildred gehofft hatte. Sie brach in Tränen aus.

„Hilda, was ist dir?“

„Wie er mich liebt! Oh, mein armer Papa!“

Die Erklärung war ebenso bedeutsam, als häßlich. Eildred hörte sie in den Armen ihres Geliebten zu schluchzen auf, und während des Abends wagte er es bereits, von ihrer Dohrheit zu sprechen — natürlich nicht, als ob er dieselbe schon in nächster Zukunft erwartete.

Seine Verlobte widersprach ihm nicht, aber, als Eildred Mittel und Wege zu überlegen begann, trat ihm eine ernste Schwermut entgegen. Die Dohrheit in Klein-Thwaites' Handtönen zu lassen, hand außer Frage — Hilda schauderte bei dem bloßen Gedanken daran — und die Fete etwa in Frau Ranshawe's Hause abzuhalten, war ganz unmöglich. Tage und Wochen lang überlegte er sich die Sache und besprach sie bei jedem seiner Besuche in Shuttleton. Aber sie fanden keinen Ausweg. Hilda schien außer Stande, irgend einen Vorschlag zu machen. Eildred wurde mehr und mehr davon überzeugt, daß die englischen Eitten und Gewohnheiten tödlich wären. Es schien ihm wirklich absurd, daß ein Liebespaar sich nicht heiraten konnte, weil die Braut keine zu hochgeachtete geeignete Heimgastin hätte.

Gewöhnlich glaubt man, daß ein Mann, welcher in einer primitiven Gesellschaft aufgewachsen ist, gegen äußere Formen gleichgültig wird. Das ist ein schwerer Irrtum. Er mag leicht ungeduldig über dieselbe werden, aber alle seine Instanzen schauern davor zurück, sich demselben zu widersetzen.

Ein hoher Grad der Verarmung verriet sich darin, daß Eildred einmal vom Registrar und von der Hölle sprach — aber er ließ die Bedeutung folgen. Hilda wollte ihm nicht gestatten, Herrn Thwaites oder die Testamentsvollstrecker um Rat zu fragen.

Während dieser Zeit kam und ging er unablässig. Aus dem Hause gewann er großen Ruhm, als die Jagden begannen. Die vornehmsten Magnaten der Grafschaft hatten ihm Besuche ab und luden ihn zu ihren Jagden ein — es ging sogar die Sage, daß er seine nie anders als mit der Angeldichte schloß. Kurz, Thwaites von Thwaites füllte die ihm ge-

bührende gesellschaftliche Stellung mit einem Glanz aus, der bis dahin in den Annalen seiner Familie unerbört war.

Herrn Eildreds körperliche Gesundheit war völlig wieder hergestellt und seine Verstandeskraft ganz geläutert. Aber seine äußere Erscheinung war charakteristisch. Sorgfältig und elegant gekleidet, würdig und gemessen, stets freundlich und wohlwollend, folgte er Tag auf Tag seinen alten Lebensgewohnheiten, aber eine Unterbrechung derselben berührte ihn weiter nicht sehr unangenehm. Niemand hoffte jetzt mehr auf eine Wiederherstellung.

So kam Weihnachten, und Eildreds Koffoligkeit wuchs auf höchste. Ihnen wenigen Wochen würde die Trauerzeit vorüber sein, und er hatte noch immer seinen Ausweg gefunden. Er langte spät abends in Shuttleton an, und da Frau Ranshawe sich für eine Besuche mit den Brüdern vorbereitete, hatte er Hilda ganz für sich allein.

Sie hatte seines Erachtens nicht den entsprechenden Anteil seiner Sorge getragen, und er sagte es ihr laudend. Das Mädchen errödete und lächelte ein wenig.

„Aber, meine Liebe, es ist kein Geheimnis. In einem Monat, oder ungefähr so, solltest Du verheiratet sein — falls Du Dich nicht etwas anders besonnen hast. Ist das etwa die Erklärung?“

„Ich habe mich noch nicht anders besonnen.“ Dann folgten Tränen.

„Nun, aber, wie sollen wir es anfangen? Einen Monat später werden wir wahrscheinlich auch noch nicht einen Schritt weiter sein.“

„Ich glaube nicht, aber Du triffst Dich in der Zeit. Eildred, ich könnte nicht heiraten, sobald nach —“

„Ich dränge Dich nicht, Geliebte. Es soll sein, wann Du willst. Aber wir wollen uns wenigstens über das Wie und Wo entscheiden. Hierüber läßt sich Du? Wirklich, es ist dies eine sehr ernste Sache!“

„O ja! Natürlich ich? Bitte, laß fort.“

„Aber das ist es ja eben! Ich kann nicht fortsetzen! Wenn Du irgend eine Idee hast, bitte, dann sage nicht wie ein spottender Engel da, sondern sprich sie aus. Wie sollen wir unsere Hochzeit abhalten, um mit der Hauptache zu beginnen?“

„Wie soll ich das wissen? Wäre irgend etwas gegen Thwaites einzupenden?“

„Mein Haus — Dein eigenes zukünftiges Heim? Entschende! Aber wie wäre das möglich?“

„Unsere Liebe und Verlobung ist so fest, mein Feind, und alle begleitenden Umstände so ungewöhnlich, daß ich glaube, es sollte passend mit einer außerordentlichen Hochzeit endigen.“

„Aber Hilda, ich bin dessen nicht so gewiß. Du weißt, die Leute in England sind in dieser Hinsicht so beschränkt. Würde es nicht ausfallen und vernünftiger erscheinen? Würden die Nachbarn es nicht für seltsam halten?“

„Das hoffe ich, denn dann würden sie uns nicht so viel belästigen. O, ich bin nicht töricht, mein Geliebter, und auch nicht unbedacht. Du läßt Dich in jeder Art von Gesellschaft heimlich, aber wir sind diese Leute ermüdend. Ich könnte es nicht ertragen, mit ihnen in ihrem Verkehr stehen zu müssen.“

„Nun, mein süßes Lieb, dann steht mir eine so entzückende Zukunft bevor, daß mir die Worte fehlen, meiner Freude Ausdruck zu geben. Aber bist Du auch darauf vorbereitet, Jahre und Jahre beinahe allein zu leben? Bist Du nicht für Dein eigenes Glück?“

„Sie erob sich plötzlich und warf sich in seine Arme. „Ich erbitte nicht mehr vom Himmel, als allein mit meinem Gatten zu leben und zu sterben.“

Schluss folgt.

Baidah.

Baidah vergaß ihr eigenes Selbst, all ihr Tun und Treiben erliefen ihr plötzlich kleinlich und bedeutungslos, und Baidah schlug eine helle, melodische Note in ihrem Herzen an, als er sagte: „Ich kann nie ein verfallenes Denkmal ohne ein Gefühl von Schmerz betrachten, auch ich dabei doch immer an die Möglichkeit aus dem Größten, was Menschenhand hervorbringen kann.“ Er rief ihr dann all die geschichtlichen Ereignisse in das Gedächtnis zurück, die auf veronischen Boden sich in buntem Wechsel abgespielt hatten, und war glücklich, daß Baidah aufmerksam seinen Worten lauschte. Den nächsten Tag besuchten sie die vielen prächtigen Kirchen Veronas. St. Jeno, wohl die ehrwürdigste der romanischen Kirchen Italiens, St. Anastasia, im edlen Renaissancestil gebaut, den Dom mit der wundervollen, zum

Himmel fahrenden Madonna von Titian, St. Giorgio, mit dem schönen Bilde des Paolo Veronese, sie luden sie alle auf. Doch schon in den nächsten Tagen mußten sie diese romantische, an Kunstschätzen so reiche Stadt verlassen, da sie ausgezogen hatten, an einem bestimmten Tage in London einzutreffen, an welchem Lady Ely ihnen ein großes Diner angesetzt hatte. Das Leben und Treiben, das sie in London erwartete, war allerdings grundverschieden von dem beschaulichen, ruhigen Leben in Italien. Baidah freute sich darauf wie ein Kind, während es Baidahs Nähe bereitete, sich in den Trüben Londons wieder hineinzufinden.

Mit herzlichster Freundlichkeit wurden Baidah und Baidah von Lady Ely empfangen. Sie hatte ja beide seit der Verheiratung nicht gesehen und freute sich über die schöne, junge Frau, war sie doch eigentlich der Anlaß gewesen, daß Baidah Baidah kennen gelernt hatte, obwohl sie damals gerade ihn nicht als begehrenswert für ihre junge Freundin betrachtet hatte. Seitdem aber Baidah eine große Bekanntschaft gemacht, war er in ihren Augen ein anderer, und so hielt sie auch jetzt nicht zurück bei der Meinung, nun, daß sie besser nicht hätte wählen können. Baidah, deren sie sich seiner Zeit aus Dama sowohl, wie dem Impulse ihres Herzens folgend, angenommen hatte, wurde jetzt von dem Glücke des Wessens getragen, und Lady Ely brauchte nicht mehr zu fürchten, sich mit ihrer jungen Freundin zu kompromittieren, sie konnte im Gegenteil sogar mit ihr glänzen und Wohlstand mit Vorteilen verbinden, was stets Lady Elys Bestreben gewesen war.

Lady Ely war unermüdlich in dem Bestreben, Baidah das Leben in London so angenehm und abwechslungsreich wie möglich zu gestalten. Vormittags wurden Ausstellungen besucht und Einfäufe besorgt, öfter als ein gemeinsamer Spazierritt unternommen. Nachmittags gab es Konzerte und Teegesellschaften, auch durfte die Spazierfahrt in Hyde-Park nicht vergessen werden. Am Abend blieb es stets an Gesellschaften teilzunehmen. Baidah machte einige Zeit seiner Frau zu Gefallen dieses Leben mit, bald sah er aber, daß die beiden Damen sich überhaupt ganz allein genügten, und so wandte er sich mehr seinen Arbeiten zu und verbrachte im Interesse seiner Studien wenigstens die Vormittage teils im britischen Museum, teils in der Nationalgalerie oder den zahlreichen Privatsammlungen Londons. Am Abend fand er sich aber stets an Lady Elys und Baidahs Seite und begleitete sie unermüdlich in die verschiedensten Theatervorstellungen und die zahlreichen Gesellschaften. Er hatte sich mit der Zeit mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß er Baidahs Aussehen vom Leben doch nicht mehr ändern könne, und statt mit ihr in Widerspruch zu leben, ließ er sie nun, allerdings erst nach manchem inneren Kampfe, ruhig gewähren, vielleicht, so dachte er, kommt noch eine Zeit, in welcher sie, mit sich selbst unzufrieden, innere Einsicht halten wird.

28. Kapitel.

Als sie bereits mehrere Wochen in London gewohnt hatten, beschloß Baidah endlich, der dringenden Einladung seiner Eltern nach Brighton Folge zu leisten. Konnte doch das ehrwürdige Paar es kaum erwarten, den vielgeliebten Sohn und dessen junge schöne Frau zu sehen. Im Stillen hatte die Mutter seiner Zeit zur Heirat ihres Sohnes beinahe den Kopf geschüttelt, es war ihr sowohl, wie dem alten Vater, überaus schmerzhaft gewesen, daß Henry sich statt einer blonden Jungfrau Albions so plötzlich eine Fremde zum Weibe nahm, sie hatten es deshalb auch nicht über sich gewinnen können, bei der Hochzeit die Gäste zu vertreten, die gute Mrs. Baidah ihre Gelübde zu verraten, die gute Mrs. Baidah hatte sich sogar vorgenommen, was allemal ihre neue Schwiegertochter als solche zu lieben und an ihr Herz zu schließen.

Der allzu lebhaft und unruhige Charakter Baidahs, der überaus lustigen Tölpelchen, das süße Nichtstun, dem sie sich zu allen Stunden des Tages hingab, das scheinbar geistlose ihres Vaters, hatte zwar für die rührige Engländerin, die gewohnt war, jede Stunde des Tages auszunutzen, etwas Befremdendes; doch bemühte sich Mrs. Baidah, Baidah in jeder Weise entgegen zu kommen, und suchte bei ihr Charakterzüge, die ihr sympathisch waren. Baidahs Gefühl war für sie eine freundliche Überraschung, denn Baidah liebte sie über alles, und sie sprach Baidah ihre volle Bewunderung darüber aus. Sie veranstaltete Baidah zu Ehren ein großes Fest in dem sonst so stillen Hause, Verwandte und intime Freunde wur-

den eingeladen und viele andere Bekannten stellten sich außerdem noch zu dem Feste ein, ebenso mehrere Künstler, unter ihnen ein vortrefflicher Violinist, der Baidahs Gesang begleitet sollte.

Baidah hatte den Abend ein einfach, mattblaues Kleid ohne jeglichen Aufputz angelegt, das die Vorliebe ihrer Schwiegereltern für das Einfache erliefen hatte. Baidah hatte ihr dazu eben erblühte Terebinth gebracht, um ihr Haar und ihre Brust damit zu schmücken. Diese einfache Einfachheit gab ihr etwas jugendlich mädchenhaftes und Baidah mußte unwillkürlich der Zeit gedenken, in der er sie zum ersten Male bei Lady Ely gesehen hatte. Damals träumte er bloß von dem Glücke, das ein Leben an der Seite dieses Weibens ihm gewähren würde, und wie ganz anders hatte sich nun dieses Leben gestaltet.

Nach dem Kneifen zu urteilen, schienen Baidah und Henry Baidah glücklich zu sein, selbst die scharf prüfende Mutter konnte keine Dissonanz in dieser jungen Ehe entdecken, obwohl sie jene volle Verzweiflung und Hingabe bei Baidah vermiste, die man gewöhnlich bei einer jungen Gattin voraussetzt. Auch bei ihrem Sohne glaubte sie nicht gerade ein Uebermaß von Glück, sondern eher einen geheimen Kummer zu bemerken, doch war sie feinsinnig genug, keinerlei Fragen zu stellen.

Eines Tages sagte Baidah traurig, daß nun schon zwei Monate vergangen seien, daß sie die kleine Stella verlassen hätten, und doch er nun ernstlich an die Rückkehr denken müsse. Mrs. Baidah erwiderte, Baidah könne sich gewiß auch zurück. Da aber Baidah bei dieser Bemerkung etwas verlegen wurde und nichts antwortete, erklärte Baidah seiner Mutter, daß er allein zurückreisen würde, weil Baidah Lady Ely versprochen hätte, bis zum Ende der Saison in London zu bleiben. Das hatte er natürlich seiner Mutter nicht gesagt, und seine Mutter war sehr betrübt, als nach wenigen Wochen ihr Sohn wirklich allein die Rückkehr antrat. Sollte er doch Baidah nicht gegen ihren Willen bestimmen, mit ihm zu kommen; und doch wäre es besser für Baidah gewesen, wenn Baidah energisch aufgetreten wäre und sie an ihre Mutterpflichten erinnert hätte, statt immer wieder nachzugeben und Baidah ihren Willen zu lassen.

29. Kapitel.

An einem heißen, schwülen Julitage kam Baidah in Venedig an und fuhr nach seinem Palazzo, wo er nicht weniger als erwartet wurde. Seine beiden Gondoliere schliefen auf der Warttreppe und fuhren erstreckt in die Höhe, als sie ihren Herrn eintreten sahen.

„Wie geht es im Hause?“ fragte Baidah.

„Ganz gut, nur die Signora Pia hat seit zwei Tagen ihr Zimmer nicht mehr verlassen“, antwortete der ältere der beiden.

Baidah eilte die Treppe hinauf, sofort nach dem Zimmer seines Kindes. Er fand es bloß und still, nicht einem aufblühenden, aber einem weissen Mädchen gleichend, im Bettchen. Niemand verriet ihm die lästigen Dileggen, niemand war bei ihm, um es zu beruhigen. Dem besorgten Vaterange wurde es sofort klar, daß das Kind krank war. Es schlief nicht, sondern blickte ihn mit großen Augen an. Baidah ergriff die zarten Händchen und fragte sich, wie er es je über das Herz hatte bringen können, so lange von diesem kleinen hilflosen Wesen fortzulassen.

Endlich kam die Mutter herein, verwundert, daß der Signore so unerwartet zurückgekehrt war. Sie machte sich nun gleich daran, das Kind zu baden und frisch anzulegen, ein Beweis, daß sie gar wohl wußte, worin sie ihre Pflicht vernachlässigt hatte. Auch Tante Pia kam herbei, und schien wieder ganz wohl gemord zu sein, denn sie war gewöhnlicher als je. Baidah sprach sofort seine Bedenken über das Bestehen der kleinen Stella aus, doch wollte die Tante dies durchaus nicht gelten lassen. „Sie meine nur, die Sommerhitze sei schuld, daß das Kind so krank ist. Baidah muß sich nicht in diesen Dingen aufhalten, und ich werde in den nächsten Tagen keine Besserung sehen. Ich will dem Arzt vor, mit dem Kinde nach einem möglichst kühlen Sommeraufenthaltsorte zu gehen, doch meinte der Arzt, daß es bei dem Zustande des Kindes nicht ratsam wäre, eine Reise zu unternehmen. Für Baidah waren besonders die fortwährenden Reiz-

stungen von Tante Pia schwer zu ertragen. Baidah machte ihr zwar keinerlei Vorwürfe, doch war sie sich ihres Mangels an Umficht wohl bewußt. An die ferne Mutter schrieb Baidah, daß er die kleine Stella nicht so wohl angetroffen hätte, wie er es gewünscht, und daß es nötig gewesen sei, die Amme sofort zu wechseln. Ueber den wirklich ersten Zustand der kleinen Stella schrieb er deshalb nicht, weil er befürchtete, sie würde sich vielleicht doch nicht viel Sorge darum machen, und dies wäre ihm nur um so schmerzlicher gewesen und hätte sie ihm auf immer entfremdet. Vor diesem Gedanken aber beugte er zurück. Als in der Folge noch immer keine Besserung im Bestehen Stellas eintrat, nahm er zwar öfters die Feder zur Hand, um Baidah zu schreiben, doch immer legte er sie wieder beiseite, war doch Baidah auf den Teil seines Briefes, der über den Gesundheitszustand ihres Kindes handelte, kaum eingegangen; er mußte daraus schließen, daß sie schließlich aus Rücksicht für das Kind ihre Rückkehr beschleunigen würde.

Wie oft hatte er sich in früheren Jahren Aufgaben der Selbstaufopferung gestellt; nun schien es ihm plötzlich, wie wenn er Baidah, seinem angetrauten Weibe gegenüber nicht aufopfernd genug gewesen wäre. Dann aber gewann die Gefühle gekränkter Liebe bei ihm wieder die Oberhand, und er dachte daran, wie Baidah in der allerersten Zeit ihrer Ehe die Gesellschaft Sir Dunsbafs der feinsten vorgezogen hatte, und gegen ihn gleichgültig geworden war.

Von seinen inneren Seelenkämpfen war an seinem äußeren Auftreten und Benehmen durchaus nichts zu bemerken. Er verbrachte seine Tage in völliger Zurückgezogenheit, um mit der größten Bewusstseinslosigkeit das Wohlbestehen seines Kindes zu überwachen. Er sah oft Stundenlang an der Wiege der kleinen Stella, hielt ihre zarten Händchen in seiner Hand, sorgenvoll in das blaue Gesichtchen blickend und fragte sich seufzend: „Will es denn gar nicht besser werden?“

Eines Morgens, nachdem er längere Zeit von Baidah nichts mehr gehört hatte, überraschte ihn in einem Briefe aus der Feder eines alten Freundes in London die befallende Mitteilung, daß Sir Richard Dunsbaf wieder in England sei und daß er ihn in der Oper mit Lady Ely und Mrs. Baidah gesehen habe. Baidah las diese Zeile zweimal, dann versank er in tiefes Nachdenken. Zweifel regten sich in seiner Brust, und in ihm mochte und tobte es von Gefühlen gekränkter Liebe und gekränkter Stolz. Der Gedanke wurde in ihm wach, daß Baidah vielleicht glücklich würde, wenn er sie freilasse. Ein tiefer Schmerz durchdrachte ihn, und es war ihm zu Mut, als dürfe er jetzt erst recht nicht Baidah an die Heimkehr mahnen. Dann machte er sich wieder Vorwürfe, nicht schon früher seine Gattin an ihre Mutterpflichten erinnert zu haben.

Tante Pia fand in ziemlich reger Korrespondenz mit ihrer Nichte; sie schrieb ihr stets alles Mögliche von den Bekannten, von der Badefaison, die in Venedig diesen Sommer besonders lebhaft war, kurz aber allerhand, nur nicht, daß die kleine Stella immer mehr dahinsiechte. Tante Pia sagte sich, das dürfe ihrer Nichte die Freude an den Vergnügungen in London nicht verderben, das Kind würde sich ja wohl doch wieder erholen. So hatte Baidah auch von dieser Seite keine Unterstützung.

In den nächsten Tagen erhielt er einen Brief von Baidah. Sie erzählte von hohen Bekanntschaften, die sie gemacht hatte, von Lady Ely, welche sie durchaus überreden wollte, sie im August auf ihr Landhaus im Westen Englands zu begleiten, wo sie viele Gäste erwartete. Von Sir Richard Dunsbaf aber schrieb sie kein Wort. Am Schlusse des Briefes erbat sie sich oberflächlich nach der kleinen Stella, in der Voraussetzung, daß das Kind wohl und alles in Ordnung sei. Traurig legte Baidah den Brief bei Seite.

30. Kapitel.

Baidahs Sinnen und Denken ging ganz in den Vergnügungen auf, die, je mehr die „Saison“ ihrem Ende sich näherte, immer zahlreicher wurden. Viele ihrer früheren Bekannten scharten sich wieder um sie. Baidah war auch Sir Richard Dunsbaf in London aufgetaucht, wie es hieß, in einer geheimen Mission der angloindischen Regierung. Baidah bemerkte ihn zuerst in der Oper, in der Lage einer Herzogin. Mehrere Male richtete er sein Fernglas auf sie, aber sie stellte sich, als wäre sie ihn nicht. In einem Zwischenakte eilte er jedoch herbei, begrüßte Lady Ely auf das verbindlichste, Baidah aber in seiner Worten

Art, mit ausdrucksvollem Blick und Händedruck. Sie empfing ihn sehr kühl und wandte ihre ganze Aufmerksamkeit dem glänzenden Paare zu. Lady Ely, die von dem, was zwischen Dunsbaf und Baidah vorgefallen war, keine Ahnung hatte, war sichtlich erfreut, den galanten Dunsbaf wieder zu sehen. Sie lud ihn sofort für den nächsten Tag zu Tische ein, und unterhielt sich mit ihm aufs lebhafteste.

„Sie haben sie sehr kühl gegen Sir Richard verhalten, Baidah“, sagte Lady Ely, als Dunsbaf sich wieder verabschiedete hatte, um in die Loge der Herzogin zurückzufahren, „warum das? Sie haben ja durchaus keinen Grund, ihm gegenüber die Feindschaft zu spielen. Und wissen Sie“, fügte sie hinzu, „an seiner Erregung glaube ich bemerkt zu haben, daß Sie ihm nicht gleichgültig sind, und Sie läßt ihn aufstehen vor sich hin, nahm ihr Dörrglas und gab dem Gelpäppe eine andere Wendung.“

Baidah war es unerträglich, den Schein erweckt zu haben, deswegen kühl gegen Sir Richard Dunsbaf gewesen zu sein, weil er ihr seiner Zeit keinen Heiratsantrag gemacht hatte. Sie beschloß daher, in der Folge sich gegen ihn so zu stellen, als wäre durchaus nichts zwischen ihnen vorgefallen; sie glaubte so als Weltkame handeln zu müssen.

Als Sir Richard Dunsbaf am nächsten Tage bei der Lady eintraf, wußte er in seiner leichten, weltmännischen Weise alle Schwierigkeiten zu überwinden; er stellte sich gegen Baidah als der devote Freund, der er immer gewesen, und glaubte sich schließlich, daß Baidah ihm wieder gewogen sei. Nach Tisch wurde beschloffen, in die Royal Akademie zu gehen, um die Ausstellung der modernen Maler zu besuchen, die bald geschlossen werden sollte. Dunsbaf war nicht gefaßt, und man drängte sich besonders um ein Bild des Präsidenten der Akademie, welches in diesem Jahre großes Aufsehen erregte. Sir Richard Dunsbaf suchte eine Gelegenheit, Baidah allein sprechen zu können. Er bot ihr den Arm und bat sie, das Gebränge zu verlassen und mit ihm in das nächstliegende Zimmer zu kommen, wo ein anderes, ebenso interessantes Bild zu sehen sei. Es war ein venezianisches Seesicht; im Vordergrund ein liegendes Paar in der Gondel. Baidah mußte daher unwillkürlich an ihr fernes Heim, an den Gatten und ihr Kind denken.

„Dieses Bild, das Ihre schöne Heimat vorstellt, würde Sie, dachte ich, gewiß interessieren“, sagte Sir Richard Dunsbaf, sie mit schmerzlichen Blicken ansehend.

Fortsetzung folgt.

Aus der Reichshauptstadt.

Mrs. Berlin, 10. Juni.
Braunsburger. — Genua.

Man schilbert oft die grausame Berliner Stadthölle; heuer hat man noch nicht viel von derselben empfunden. Ja, es ist so kühl, daß kein Abend ohne Ueberdross im Freien zubringen kann; allerdings in Berlin C. herrscht schon mehr Schwüle. Gemüthsruhe aber herrscht bei den emanzipierten „Ueberweibern“, die bereits diese Woche her tagten und auch noch die kommende ihrem Kongreß widmen wollen. Der internationale Frauenrechtsschutz hat gut getan, sich nach Berlin zu verfrachten; da können die Damen, die so gerne Dolmetschen möchten, doch ungeniert verkehren; in einer Mittel- oder Kleinstadt würde es nicht leicht gehen. Wir sind absolut keine Gegner der naturgemäßen Frauenbewegung, die sich höchstens aus sozialer und wirtschaftlichem Boden eine Berechtigung verschaffen kann. Aber, wenn man die Forderung erhört hört, daß das politische Wahlrecht der Frauenwelt gegeben werden soll, so ist dies einfach widersinnig, weil unnatürlich. Eine politische Gleichstellung von Mann und Frau widerspricht der Natur und der Aufgabe beider Geschlechter, führt aber auch zur Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes! Wenn man in einigen Staaten in Amerika bereits eine solche Gleichstellung hat, so ändert das nichts an unserer Auffassung. Geradezu widerlich aber ist es, die Frauen auch in der Kirche amtierend zu sehen! Dieses eigenartige Schauspiel aber hat sich Berlin am letzten Sonntag dar. Die amerikanische Kirche am Dollendorsplatz war abends 6 Uhr zum Erscheinen voll von Damen und Jungfrauen aller Art. In dem Altarraum saßen drei schwarz gekleidete Damen. Die Orgel spielte ein; ein englischer „Choral“ erklang, dessen Melodie sehr lebhaft an deutsche Volkslieder erinnerte und